



## Name und Entwicklung der Stadt Weissenburg in Bayern.

Von

Dr. Julius Miedel (Memmingen).



So einfach und selbstverständlich auch der Name der bayerischen Stadt Weissenburg erscheint, soviel ist schon seit einigen Jahrhunderten über ihn herumgeflügelt worden. Die Bezeichnung steht ja nicht allein. Neben der Heimat des Dichtermönches Otfried im Elsaß besitzt das Reich noch ein Weissenburg bei Gnesen und bei Löbau in Westpreußen und eine so benannte Ruine bei Weisweil in Baden und bei Saalfeld in Thüringen. Aus dem Land unserer Verbündeten ist am bekanntesten Stuhl-Weissenburg, magj. Székes-Fejér-vár, die alte Krönungsstadt der ungarischen Könige; auch die frühere Hauptstadt Siebenbürgens hieß Weissenburg, bis sie im 18. Jahrhundert zu Ehren Karls VI. in Karlsburg umgetauft wurde. Selbst das serbische Belgrad bedeutet zu deutsch Weissenburg, bis ins 17. Jahrhundert Griechisch-Weissenburg genannt.

Mit dem Namen unserer Stadt hat sich, soweit ich sehe, zuerst der Humanist Georg Fabricius aus Chemnitz in seinem 1547 zu Basel erschienenen *liber Itinerum* beschäftigt, wo es Seite 49 heißt:

Proxima nos via fert Alemannum ad flumen et urbem  
Noriciam, nivea cognomen ab arce trahentem,

deutsch etwa:

Alsdann bringt uns der Weg zum Altmühlfluß und der Stadt hin,  
Die in Norikum liegt und von schneeweißer Burg führt den Namen.

Ob er sich dabei etwas Besonderes gedacht, ist freilich so wenig klar, wie bei Ph. Knipschildt, der es ihm in seinem großen Werk *de iuribus et privilegiis civit. imperial.* (Ulm 1657) Seite 1014 nachsagt: ab arce alba, von der weißen Burg, nomen habere videtur, wie Fabricius meint. Dem Zufall bei der Benennung räumt eine Rolle ein der Weissenburger Rektor G. M. Nuding in seiner *topographia poetica thermarum Weissenburgens.* (1669), wenn er sagt: (urbs),

cui Weissenburgo nomen seu conditor urbis  
seu fortuna dedit.

Weder die Gründer noch der Zufall pflegten aber in alter Zeit die Wohnorte zu benennen. Etwas verständlicher schon deutet seine Meinung an J. B. Homann auf seinem zu Beginn des 18. Jahrhunderts erschienenen Prospekt und Grundriß der Reichsstadt Weissenburg am Nordgau: nomen accepit ab albertibus vicinorum montium lapidibus, quibus arx eius vetustissima condita creditur. Hier wird also schon enger umschrieben auf die älteste dortige Burg verwiesen, die aus den weißen Steinen des dort anstehenden Jura erbaut gewesen sein soll.

Das schreibt nun einer dem anderen nach; so auch der Augsburger J. Chr. Leopold auf seiner auch sonst genau nachgezeichneten Ansicht, der nur beisetzt, die Steine seien aus „den nächsten Bergen gebrochen“ worden, und sein Landsmann Gabriel Bodenehr, der den Namen den „weißen Bergen und Steinbrüchen“ zuschreibt.

Ein tieferes Eindringen finden wir in der Chronik des hochangesehenen und schreibfreudigen Weissenburger Rektors der Lateinschule Joh. Alex. Döderlein (1675–1745). Sie ist 1904 von Dr. Christ. Meyer herausgegeben worden, reicht aber leider nur bis 1700, läßt also gerade des Verfassers eigene Erlebnisse und Beobachtungen vermissen. Dort heißt es auf Seite 4: Im 10. seculo begunte man die an den Burgen angebaute Wohnung mit Mauern und Graben einzuschließen. Eine solche Burg oder Schloß muß auch, wie es die Benennung oder Namen gibt, unser Weissenburg gewesen seyn, so entweder schon vor (wie ein altes Manuscript will, welches meldet, daß zu Caroli M. Zeiten Weissenburg ein kaiserliches Schloß gewesen) oder doch bey Caroli M. Zeiten erbauet und darauf nach und nach mit unterschiedlichen Umbäuen vermehrt und also folglich zu einer Stadt erhöhet worden. Und weiter Seite 6: Als (nach der Zerstörung durch Herzog Ludwig den Strengen von Oberbayern 1262) die Stadt von neuem wieder erbaut werden mußte, wurde solche, wie einige versichern wollen, von der Gegend der Altenburg, so die nunmehrigen Felder gegen Emezheim und den sogenannten Kessel hinter dem Gottesacker ausmachen sollen, etwas weiter gegen Morgen in die jezige Lag und Form gebracht. Ob nun wohl in besagter Gegend, als woselbst öfters vestigia alter Gebäude gefunden worden, einige die alte Burg suchen, so wollen doch andere solche oberhalb der Erlsenweyher unter Wülzburg finden, welches dahingestellt seyn mag.

Döderlein sucht also zum ersten Mal nach der Stätte, auf der die namensgebende Burg gestanden haben mag, und macht uns so zuerst auch mit der alten Sage bekannt, daß die Stadt ursprünglich an einem andern Ort erbaut gewesen und später erst an ihre jezige Stelle verlegt worden sei. In einer anderen Abhandlung vermutet er noch bestimmter „eine der 90 Burgen, deren Ptolemäus erwähnt“, dahinter, ein Gedanke, den schon 200 Jahre zuvor der Humanist Willibald Pirckheimer gelegentlich ausgesprochen hatte, wenn er die feste Stadt Alkimoennis in Weissenburg mutmaßte.

Ein anderer gelehrter Weissenburger, Phil. Wilh. Joh. Freyer griff in seiner „Mutmaßung von dem Ursprung der Reichsstadt Weissenburg i. N.“ 1778 die Ansichten beider auf, suchte sie durch Berechnung der ptolemäischen Längen- und Breitenangaben, sowie durch Hinweise auf Bodenfunde zu erhärten und kam zu dem Schluß: „Wenn man alles dieses in Erwähnung ziehet, so wird man nicht abgeneigt sein zu glauben, daß des Ptolemäus Alcmoeis hier zu suchen seyn möchte.“ Einer seiner Freunde hatte, wie er erzählt, gar den Einfall, bei Ptolemäus sei vielleicht Albimoenis zu lesen. „Das würde geradehin alba moenia und zu deutsch Weissenburg seyn“. Doch zweifelt er selbst daran, da „ethnologische Gründe“ für ihn „keine Beweisraft haben“; denn *qui etymologiam vocum venantur, ii plerumque et fallunt et falluntur*.

Der Weissenburger Rechtsrat Georg Volk hält in seiner verdienstvollen „Chronik“ (1835) Seite 18 den Ursprung der Benennung seiner Vaterstadt für „ungewiß“. Knipschildt und Fabricius hätten ihre Behauptung in keiner Weise belegt; gleichwohl sei ihre Meinung vielleicht anzunehmen, da die weiße Burg wenigstens an der Rotenburg a. d. Tauber einen Gegensatz habe und in dem Stadtwappen vor 1481 eine halbe, später eine ganze weiße Burg enthalten sei. Die weiße Burg sei der Sage nach (S. 46) an der Stelle des damals Staudingerschen (jetzt Schiederschen) Hauses Nr. 29 gestanden und aus weißen Steinen erbaut gewesen.

Er kommt also auch kaum über seine Vorgänger hinaus und bildet selbst wieder die Quelle für eine Anzahl Nachschreiber. So zunächst für die *Bavaria* Bd. III. S. 913, die sogar schon den Erbauer kennt: „Zur Zeit, als Kaiser Karl der Große die Altmühl mit der Rezat verbinden wollte, baute er sich ein Schloß am Fuße der Wülzburg, um den Fortgang des Werkes beobachten zu können. Das nannte er die weiße Burg im Gegenhalt zu der roten Burg, die er sich im Taubertal hatte errichten lassen. Um die Burg entstand mit der Zeit die Stadt Weissenburg“.

Dr. G. Vitt. Schmid teilt dagegen in seinem Buch über „die mediatisierten freien Reichsstädte Deutschlands“ (Frankfurt a. M. 1861 S. 275) mehr die Volkischen Zweifel; es sei ja, meint er, die Geschichte von der weißen Burg „möglich und wahrscheinlich“, aber Knipschildt wie Fabricius seien den Beweis dafür schuldig geblieben.

Zur weiteren Popularisierung und Festigung dieser Anschauung trug dann der vom Verschönerungsverein herausgegebene „Führer“ durch die Stadt bei, in dessen 3. Auflage (1903) S. 12 wie auch in der neuesten 4. (1912) S. 14 die weiße Burg der roten gegenübergestellt wird. Ingleichen lehrt F. B. Bronner in seiner Schrift „Bayerisch Land und Volk“ (3. Auflage) S. 495 fest und tapfer: „Die sog. Kaiserpfalz oder Weiße Burg, welche Kaiser Karolus Magnus erbauen ließ und worin er wohnte, als er den Karlsgraben ausheben ließ, steht nicht mehr. Dieser einstigen weißen Kaiserburg verdankt die Stadt ihren Namen. Sie war wohl aus grauweißen Dolomitsteinen vom nahen Jura erbaut und hieß so zum Unterschied von der Rotenburg“.

Über selbst wissenschaftliche Arbeiten der neuesten Zeit nehmen die Sache ohne Bedenken hin. Dr. Christ. Meyer zwar in der Ausgabe der erwähnten Döderleinschen Chronik geht sorgfältig drum herum, obwohl er andrerseits noch (S. 1.) die Alte Bürg für ein Römerkastell erklärt, in dem eine Abtheilung der 3. „italienischen“ Legion gelegen sein soll, von zahlreichen Funden im „Reichswald“ fabelt und den Willibaldsbrunnen mit dem Römerbrunnen verquickt. Dafür heißt es bei Dr. F. Beck, Der Karlsgraben (1911) S. 60: „Mit einiger Sicherheit dürfen wir behaupten, daß dort von Karl ein Schloß gebaut wurde, der es die „weiße Burg“ nannte und als angenehmen Aufenthalt während der Kanalarbeiten benützte. Vielleicht fand er das Schloß sogar schon fertig vor“. Und Dr. Böhrer im Bayer. Heimatbuch 1912 S. 5 erwähnt zwar nicht ausdrücklich die weiße Burg Karls, erklärt aber seltsamerweise den Stadtteil zwischen Ellinger und Spitaltor für den „wahrscheinlich römischen“ Kern der Stadt.

Übersehen wir also die bisherigen Versuche zur Deutung des Namens, so finden wir zunächst als Gemeinsames die Schlüsse auf eine einstige weiße Burg. Dies bestätigen die sämtlichen alten Urkundenformen von der ersten des Jahres 867 an (Wizinburc Mon. Boic. XI, 426) als richtig. Der lange Vokal i, der Laut z, die Biegungsendung in wie die Weiterentwicklung der Form gestatten gleichwie bei den andern erwähnten gleichnamigen Orten keine andere Annahme als die des ahd. Eigenschaftswortes wiz = weiß im ersten Bestandteil.<sup>1)</sup> Es ist durchaus nicht so selbstverständlich, als es scheinen möchte. Gibt es doch z. B. im 11. Jahrh. noch ein Wisenburg in Sachsen, dessen Form und Entwicklung zu Wiesenburg zeigt, daß das Bestimmungswort „Wiese“ ist.

Über was war und wo lag diese „weiße Burg“? Der gelehrte Döderlein kam mit seiner Vermutung hier der Wahrheit am nächsten. Schon anfangs der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts vermutete man westlich des jetzigen Bahnhofes die Stätte eines römischen Lagers. Hatten doch allerlei Funde und alte Nachrichten immer wieder gemahnt, daß dort etwas Besonderes im Boden stecken müsse. Darum haben der jetzige Konrektor in Fürth, Dr. Heinrich Schiller, und ich 1885 dort in meinem elterlichen Acker zuerst eigenhändig Haue und Spaten angesetzt und als ersten Fund ein Glasstück mit der von uns damals als römischen Gruß aus dem Boden aufgefaßten Inschrift SALV zutage gefördert, was unsern Eifer nicht wenig steigerte, sodaß wir bald Gewißheit bekamen: Hier unten steckt das schon 1818 von Buchner in seiner Beschreibung der Reise auf der Teufelsmauer nach Weisenburg verlegte Viricianis der Peutinger-Tafel. Mit größeren Hilfsmitteln wurden dann durch Wilhelm Kohl, Julius Tröltzsch u. a. unsere bescheidenen Anfänge fortgesetzt und es ermöglicht, daß der größte Teil der Kastellmauer sichtbar bleiben und erhalten werden konnte. Unausrottbar hatte der Volksmund die Erinnerung festgehalten, daß in dem Kesselfeld an der Steinleinsfurt über die Regat einst eine Siedelung gewesen, und u. a. bot die

<sup>1)</sup> Übersetzungen wie Albipolis in den deutsch. Städtechron. II, 160, 5 haben natürlich keine Beweiskraft.

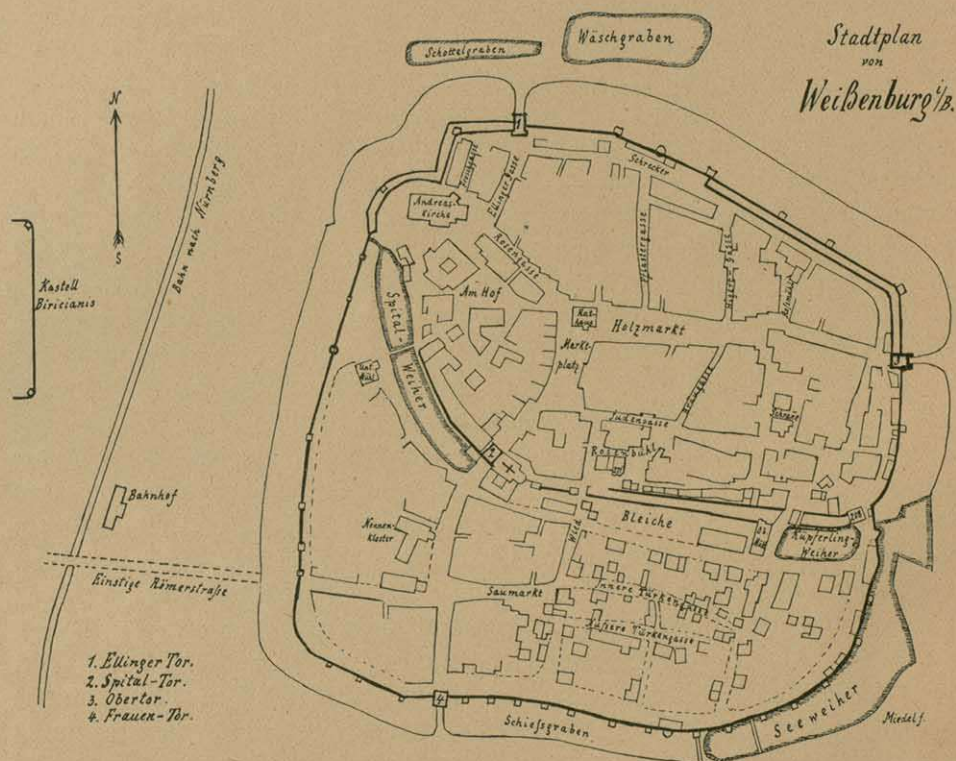
explicatio von Haases conspectus fossae Carolinae pro coniunctione Danubii et Rheni (Regensburg 1726) das vadum Steinleinsfurth, quo usque Weissenburgum olim protensum fuit.

Das Kastell war in der Mitte des 3. Jahrhunderts von den andringenden Germanenscharen zerstört worden und seine Trümmerreste lagen zweifellos Jahrhunderte lang fast unberührt auf den Feldern. Kein Wunder also, daß sich die Sage von einer ehemaligen Burg dort über das Mittelalter hinaus erhielt; mußte ja schon die Bezeichnung „an der Steinleinsfurt“ selbst die Erinnerung an das steinerne Schuttfeld auch nach dessen Beseitigung wach halten. Daß aber ein noch bezeichnenderer Name für die Sturgegend bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts lebendig blieb, zeigen die oben angeführten Sätze Döderleins, der wie von etwas Alltäglichem und Selbstverständlichem von der „Alten Burg“ an jener Stelle spricht, wenn er auch begreiflicherweise zweifelt, ob der Name nicht auf einer Verwechslung mit der gleichbenannten mittelalterlichen Fliehstatt am Weingesteig beruht. Außer „Altenburg“ findet sich jedoch auf einer Bodenehrschen Darstellung der Stadt Weissenburg im Nordgau und auf dem oben angeführten Homannschen „Prospekt“ für die Aäer am „Kessel“ der Name, den wir suchen: Weiße Bürg. Das hebt wohl jeglichen Zweifel darüber, welche „Burg“ der Stadt den Namen gegeben. Die umgelautete Form Bürg als Weiterbildung des ahd. Dativs der i-Deklination burgi, weist auf Entstehung der Benennung mindestens im 9. Jahrhundert zurück. Die Zubenennung „weiß“ erklärt sich jedem Besucher der heute so schön zugänglichen, aus weißen Jurabruchsteinen, meist Plattenfalk, erbauten Mauerstücke ohne weiteres von selbst.

Allein was ist's mit der von den früheren Geschichtschreibern immer wieder beigezogenen Burg Karls des Großen? Die zwei ältesten Urkunden, in denen Weissenburg erscheint, stammen aus den Jahren 867 und 889. In der ersteren übergibt König Ludwig dem Kloster Metten ein Gebiet im Gau Sualafeld, quod pertinuit ad nostram villam, que uocatur Wizinburc (Mon. Boic. XI, 426); in der zweiten schenkt König Arnulf dem Eichstätter Bischof locum Sezzi cum parte silvae et foresti de curte Wizenburch (Mon. Boic. XXXI, 130). Dort ist der Ort nostra d. h. regia villa, hier eine curtis (regia); beides sind amtliche Bezeichnungen für sog. Königshöfe. In karolingischer Zeit also, wahrscheinlich schon unter dem großen Karl, war an einer Stelle der jetzigen Stadt ein königlicher Gutshof. Solche curtes bestanden aus Wohnhäusern, Ställen, Speichern und hatten stets noch ein für den Aufenthalt des königlichen Herrn bestimmtes Königshaus, domus oder sala regalis benannt, das vielfach schon frühe aus Stein erbaut war. Die ganze Anlage hatte meist viereckige oder sonst den Geländeverhältnissen angepasste Grundrißform und war von einem lebenden Hofzaun auf Erdschüttung, nicht selten auch von einer Mauer mit Wall und Graben umgeben, eine Fläche von 1–2 ha umschließend. Regelmäßig gehörte dazu eine curticula, die in der Regel ein Obstgarten war und gerne gleich in die curtis mit einbezogen wurde. Zuweilen war auch noch eine capella („ex lapide bene constructa“) dabei.

Daß solche Königshöfe leicht der Keim einer größeren Siedelung werden konnten, ist verständlich; denn sie lagen meist an einer verkehrsreichen Heerstraße und nicht nur der wiederholte Aufenthalt des königlichen Herren, sondern auch die Bedürfnisse der Königsleute, des Gefindes, der hörigen Bauern und Handwerker, lockten Händler aller Art, zunächst meist Hausierer usw., an.

Auf die Frage, wo in unserem Falle der alte Königshof gestanden, gibt uns keine Überlieferung mehr Antwort. Nur der Stadtplan<sup>1)</sup> kann wie bei anderen Orten darüber Aufschluß geben. Dieser aber zeigt einen fast auf den ersten Blick sich bietenden, so wohl abgeschlossenen Häuserblock, daß kaum ein



Zweifel aufkommen kann. Es ist der, den die vom Chor der Andreaskirche längs der Südseite der Rosengasse, dann südwärts zum Spitaltor sich hinziehende Häuserzeile umschließt; die Linie kehrt dann nordwestlich über den Pfarrhofplatz zur Kirche zurück. Der so umgrenzte Flächenraum mißt wenig über 2 Hektar. Die gerade Entfernung vom Kastell, der „Weißen Burg“, beträgt 330 m. Was lag also für die Umwohner näher, als das Gut den „Königshof an der Weißen Burg“ zu benennen? Für die Hofleute selbst genügte natürlich zunächst die kurze Bezeichnung „der Hof“. Der freie Platz, um den sich die zum ganzen Block

<sup>1)</sup> Die beigegebene Planfärbung ist nach dem Katasterplan von 1822 (1:2500) gezeichnet.

gehörigen Häuser gruppieren, heißt tatsächlich heute noch so. An dessen Nordost-  
ecke dürfen wir wohl das ehemalige Königshaus versetzen; es ist die Stelle von  
Haus-Nr. 29, an die, wie erwähnt, die Sage die Burg verlegte und an der auch  
heut noch ein ungewöhnlich stattliches, fast Schloßcharakter tragendes Gebäude  
steht. Als vor der Umwallung des Gutshofs noch eine kleine Niederlassung sich  
bildete, bezeichnete man das Ganze za dero wizun burgi. Je mehr nun aber  
das Kastell verfiel und abgetragen ward, desto mehr mußte die Erinnerung an  
die ursprünglich namengebende Weiße Burg verblasen und umso weniger ist es zu  
verwundern, daß die Königspfalz deren Stelle in der Volksmeinung einnahm.  
Aus der etwas abseits von den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden befindlichen  
Gutskapelle wurde ein Kirchlein, das, wie zuvor wohl schon die Kapelle, dem  
Hl. Andreas geweiht blieb, dessen Verehrung vor und in der Karolingerzeit schon  
blühte. Der Geistliche mag damals bereits an dem Platze des „Pfarrhofs“  
seine Wohnung gehabt haben. So hat also Dr. Löhrer doch teilweise wenigstens  
recht, wenn er den Kern der Stadt im Westen sucht. Römische Spuren freilich  
sind daselbst noch nicht die geringsten gefunden worden; es können dort auch  
keine erwartet werden.

Die Verkehrslage des Weissenburger Königshofs war sehr günstig. Von  
Westen her kam schon seit Römerzeiten eine alte Straße, die von Frommheim  
nördlich an Rattenhochstadt vorbei gerade auf das Kastell zuführte und sich östlich  
gegen den Limes fortsetzte, wenn sie auch hier nur mehr stückweise nachweisbar  
ist. Und vom Norden zog ein alter Verkehrsweg das Rednitz- und Rezattal  
aufwärts und weiter über Dettenheim und die alte Dietfurt an der Altmühl,  
den Jura überschreitend, zur Donau und gen Augsburg. Beide schnitten sich  
an der curtis. Die Strecke der Ellinger Landstraße vom Schottelgraben bis über  
die Wachsbleicherei hinaus hieß noch bis vor 80 Jahren der Kennweg, ein  
Name, der gewöhnlich auf sehr hohes Alter weist. Etwa da, wo die Ellinger  
Gasse auf den Chor der Andreaskirche trifft, wird das Eingangstor in den Königs-  
hof gewesen sein; die Landstraße bog aber dort, der Umwallung folgend, süd-  
östlich um (Rosengasse) und teilte sich etwa an der Stelle des heutigen Rathauses,  
indem der Hauptast sich südlich fortsetzte (Spitalstraße), während ein Seitenzweig  
ostwärts gegen das spätere Obertor führte.

Die ersten Außensiedlungen der im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts  
zugewachsenen Bevölkerung sind daher an diesen Straßenzügen zu denken, zuerst  
sicherlich beiderseits der Ellinger und an der Nordseite der Rosengasse. Damit  
ergab sich aber natürlich bald die Notwendigkeit zum Erwerb von Waren aller  
Art Gelegenheit zu bekommen. Solchen Wünschen kamen die königlichen Herren  
stets gerne entgegen; denn die Erlaubnis einen Markt zu errichten brachte ihnen  
als den Marktherrn in dem von den Händlern erhobenen Marktzoll eine will-  
kommene Einnahme. Der Platz für die Abhaltung eines mercatus legitimus  
wurde gewöhnlich unmittelbar neben dem königlichen Grundstück gewählt. Darum  
sehen wir den Weissenburger Marktplatz gleich östlich des Hofbezirks. Und weil  
die Niederung der sog. Weissenburger Bucht dazumal wohl so wenig Waldbestand

trug wie heutzutage, war man auf die Ausnutzung des großen, an und auf den Jurahöhen sich ausdehnenden Reichsforstes zur Befriedigung des Bedürfnisses nach Holz angewiesen. In der Erkenntnis des ihm aus Verkauf und Zolleinnahmen erblühenden Vorteils hat der Waldherr dem Warenmarkt sicher schon bald eine Holzmarktgerechtigkeit folgen lassen. Darum der in der Richtung gegen den Holzzufuhrweg gelegene, breite Obere oder Holzmarkt, der leider neuerdings in Luitpoldstraße umgetauft wurde.

Es war nur eine natürliche Folge dieser Entwicklung, wenn sich nach und nach rings um diese Marktplätze mehr und mehr Kaufleute fest ansiedelten und so eine Anzahl von neuen Wohnhäusern entstand, sodaß daraus ein nicht unansehnlicher Markttort erwuchs. Da der Marktplatz stets zugleich Ort der Rechtshandhabung war, so errichtete man daran auch wohl schon frühzeitig ein Dinghaus, an dessen Stelle später das Rathaus trat.

Von der Ausdehnung, die der Ort damit genommen hatte, mag das bisher Dargelegte eine annähernde Vorstellung geben. Nun wird berichtet, daß Herzog Ernst II. von Schwaben die Stadt Weißenburg von seinem Stiefvater Kaiser Konrad II. als Reichslehen innegehabt und sie 1029 infolge des bekannten Zwistes an diesen wieder habe zurückgeben müssen. Wenn also Weißenburg schon damals civitas war, dann besaß es auch bereits eine Umfestigung, die wir uns freilich noch nicht als massive Stadtmauer denken dürfen. Gleichwohl gibt über ihren Verlauf der Stadtplan in der Hauptsache sicheren Aufschluß. Beginnen wir an dem jetzigen Spitaltor, an dem der Südausgang war, so sehen wir den Verlauf der Außenlinie nordwestwärts bis hinter das Mesnerhaus, wo sie einen Bogen um die Andreaskirche beschreibt, um dann bei Haus-Nr. 43 im rechten Winkel nordwärts zu biegen. Diese Knickung erscheint zunächst völlig unbegründet. Es gibt dafür m. E. nur eine Erklärung: Diese älteste Stadtbefestigung folgte genau der Einfassung des Königshofs, die die Kirche samt Umgriff mit einschloß. Nach dem Zuwachsen des Ellingergassen-Stockes und einer weiteren Häuserreihe w. davon am alten Froschgäßchen mußte man die neue Befestigung rechtwinklich ansetzen. Vielleicht erinnert sogar das „Froschgäßchen“ selbst noch an die alten Zustände, da in dem Graben vor der Hofumzäunung die Frösche haufen mochten. Dann folgt die östliche Umbiegung zum Nordausgang, dem Ellinger Tor, und weiter in gleicher Richtung. Aber wie weit?

Eine Ausdehnung der Stadt gleich bis zu dem späteren Obertor ist an sich schon unwahrscheinlich. Das würde ein ganz ungewöhnlich rasches Wachstum voraussetzen bis ins 11. Jahrhundert. Als Linie eines östlichen Abschlusses des ältesten, wohl noch recht bescheidenen Mauerringes kann aber nur eine in Betracht kommen: die vom einst sog. Stadtknechtsturm Haus-Nr. 118 am Schrecker im Bogen um Nr. 125 herum durch die „Higertgasse“ (so Plan 1:2500 von 1822 und 1904) — Bräugasse — Rosenbühl; dann etwa zwischen Haus-Nr. 264 und 271 (mit auffallender Hauseckabschrägung im SO.) hinab zum jetzigen Kochbrunnen und von da westlich zum Spitaltor. Daß alles östlich dieser Linie Gelegene jünger sein muß, läßt vor allem die vom Schrecker an völlig veränderte

Bauart der Stadtmauer vermuten. Bis dorthin einfache Mauer, von da an weiter Doppelmauer mit Zwinger und gleichartigen Außentürmen. Die Namen freilich geben wenig verlässige Stützen für diese Annahme. „Am Schrecker“ ist hergenommen von dem 1824/25 abgebrochenen runden Turm (bei Haus Nr. 116), der einst Folterkammerturm war; es ist also eine Kürzung für „Schreckens-turm“ und dann auf die Mauergasse übertragen. Bei der „Higertgasse“ läge es zunächst nahe an einen Geschlechtsnamen zu denken; allein ein solcher ist mir in Weissenburg weder aus früherer noch aus jetziger Zeit bekannt und mir auch sonst noch nirgend untergekommen. Die Namensform auf den Plänen ist überhaupt seltsam; denn im Volksmund heißt sie Haigertgass. Bei dem Fehlen älterer Formen hat das Wort seine Schwierigkeiten. Das ai der Weissenburger Mundart hat zwei Quellen: mhd. î (z. B. gîr = Gaier) und iu (z. B. viur = Faier). Einen passenden Stamm mit Anlaut hi gibt es nicht. Also kommt vielleicht hiiwen = hacken, bearbeiten, bebauen in Betracht. Denkbar wäre noch hagin = Umfriedigung, Schutzwehr. Der zweite Teil ist mit größter Wahrscheinlichkeit das in unbetonter Silbe verkürzte mhd. garte = Garten (vgl. Wingert). Auf alle Fälle würde es sich also um einen ehemaligen Garten handeln, der nur zu der Zeit längs der Gasse gewesen sein kann, da dort die Stadtgrenze war. Bei der zweiten Annahme hätten wir es sogar mit einem Garten oder „Gärten an der Schutzwehr“ zu tun. Stark und breit kann diese Wehr allerdings nicht gewesen sein, sonst hätte sich nach ihrer Beseitigung eine größere Gassenbreite ergeben. Gleich eng ist die Bräugasse; ihr Name erklärt sich von selbst. Eine Verbreiterung bringt der Rosenbühl. Nach der Aussprache ist kein Zweifel, daß diese kleine Erhebung wirklich mit Rosen zusammenhängt, also wohl Heckenrosen, die dereinst als Dorn-Gehege an der Stadtwehr wuchsen.

Der Ostausgang muß damals am Ende des Holzmarktes zwischen den Häusern Nr. 155 und 227 gewesen sein. Die allenthalben im 11. und 12. Jahrhundert einsetzende Hebung des Verkehrs machte sich auch in der stat ze Wizenburc (Stadt an der Weißen Burg — so die bis in's späte Mittelalter übliche Ausdrucksweise) geltend und brachte ihr eine beträchtliche Bevölkerungsmehrung. Dies hatte die Anlage neuer Wohnstätten zur Folge, die aus einem nicht recht ersichtlichen Grunde vorwiegend ostwärts entstanden. Vielleicht war die Straße gegen Sichttät zu erhöhter Bedeutung gelangt, möglicherweise sollte die natürliche Anschwellung ausgenützt werden, die die Fortsetzung des Rosenbühls gen Osten bildet und an deren Südfuß ein Bächlein entlang floss, das leicht zu Verteidigungszwecken ausgenützt werden konnte. Vor allem brauchte man einen eigenen Getreidemarkt und eine Vergrößerung des Holzmarktes. Und so bildet der Schrammenplatz gewissermaßen den Mittelpunkt des neuen Stadtteils. Dieser trägt einen etwas anderen Charakter als die Altstadt, insofern als er nicht mehr so geschlossen ist und Spuren vorsorglicher Weisungen einer Obrigkeit zeigt: Zur Verlängerung des Holzmarktes blieb vor dem alten Obertor (bis zum jetzt Bullnheimerschen Haus Nr. 189 hin) der nötige Raum frei, die Häuser der Obertorstraße laufen beiderseits in genau gleicher Fluchtlinie; daß die Straßenmittellinie vom inneren

Obertor an etwas nördlich ausbiegt, kommt wahrscheinlich auch davon her, daß man um der Flankierungsmöglichkeit willen eine Straße nie gern in gerader Linie auf ein Tor zuführte. Mit der Schranne entstand auch eine Mühle innerhalb des Stadtgebiets, die Roshmühle. Der Neuzuwachs erreichte gegen Osten eine Ausdehnung von fast 200 m. Eine so ansehnliche Neustadt mußte bald geschützt und in die Umwehrung mit einbezogen werden. Wann das geschah, läßt sich nicht sicher feststellen. Volz (Chronik S. 41) berichtet zwar, nach einer alten Stadtbeschreibung (ohne Zeitbestimmung) solle an dem alten Torbau die Zahl 1110 als Erbauungsjahr gestanden haben. Doch will mich das recht früh bedünken; ich möchte frühestens die 2. Hälfte des 12. Jahrh. annehmen.

Mit der Erweiterung wurde aber offenbar die Gesamtbefestigung verstärkt und ausgebaut. Auf die Errichtung einer Doppelmauer mit Zwinger ist oben schon hingewiesen worden. Ein davor ausgehobener 30 m breiter Graben ringsum versprach noch kräftigeren Schutz. Damit hatte die Stadt einen im ganzen eiförmigen Grundriß bekommen, dessen Verlauf im Norden und Osten auch heute noch gut erhalten, im Süden und Westen zwar jetzt etwas verwischt ist, in meiner Jugend dagegen noch für jedermann genauestens erkennbar war. Wie beim Hinausrücken der Stadtgrenze nach Osten die innere Befestigungslinie als überflüssig bezeichnet werden konnte — daß sie so dürftige Spuren hinterließ, zeigt, wie primitiv sie noch war — so verlor später eben auch die Südmauer ihren Zweck und verfiel mehr und mehr. Stadtplan und Augenschein geben aber noch hinreichenden Aufschluß. Ähnlich wie bei dem oben erwähnten Eck nördlich der Andreaskirche deutet auch im Osten eine stumpfwinklige Mauerknickung bei dem angebauten Häuschen Nr. 353 gegenüber dem Armenhaus (208) an, wo die alte Mauer abzweigte. Das Armenhaus selbst steht zum Teil an deren Stelle, ist also natürlich erst später entstanden. Der Mauergraben wurde in der Verlängerung der Bachgasse eingefüllt und so wurde aus dem abgeschnürten Grabenstück der bis vor 4 Jahrzehnten noch erhaltene Küberling-Weiher, auf dessen Auffüllung jetzt die Turnhalle steht. Küberling ist eine Benennung für ein Wasser mit mineralischen Bestandteilen (hier Kupfer und Eisen), wie es sich ja auch in den Quellen zeigt, die gleich unterhalb in dem auf dem alten Grabengrund stehenden Wildbad ausgenützt sind. Auch die Stadtmühle, die das abfließende Bächlein trieb, konnte erst nach Einfüllung des Grabens erbaut werden<sup>1)</sup>. Weiter westlich blieb der Graben unbebaut und die eingeebneten Teile wurden mit Gras bepflanzt und als Bleichplatz benützt („auf der Bleiche“). Mauer und Zwinger waren wenig zerstört und bildeten noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts den Schauplatz mancher jugendlichen „Heldentat“. Ein Stück Graben muß aber doch noch ziemlich lange mit Wasser gefüllt geblieben sein; denn 1734 war dort noch eine Roshschwemme; das bedeutet ja auch das jetzt nur mehr als

<sup>1)</sup> Die „obere“ hieß sie im Gegensatz zu der vermutlich älteren und außerhalb des Stadtrings gelegenen, die von Entstehung der neuen an die „untere“ zu benannt ward. Diese wurde vom Wasser des Brühlbachs getrieben.

unverstandene Straßenbenennung übliche „auf der Wied“. Die schriftdeutsche Form dafür wäre Wede (mit „waten“ zusammenhängend, vgl. niederd. Watten). Der Weissenburger aber spricht altes kurzes e in offener Silbe als langes i, z. B. Rede: Ried, Esel: Isele. Hier an der Wied wurde später die Mauer durchbrochen und die vom Rosenbühl herabquellenden Wasserlein speisten den alten Kochbrunnen, das Rosenbad (heut Nr. 275) und die Kuttlerei, die am Bach unten im Boden steckte. Der Grabenweiher dort — wahrscheinlich die westliche Fortsetzung — diente aber noch anderen Zwecken, die die Benennung „auf der Wäsche“<sup>1)</sup> erraten läßt: man wusch dort Schafe, wohl auch Tuche und Leinwandstücke.

Nun nähern wir uns dem Südausgang an der Stelle des später noch zu besprechenden Spitaltors. Der weitere Verlauf deckt sich mit der alten Hofumwallung und ist bis hinab hinter das Lateinschulgebäude gut zu verfolgen. Der mit Wasser gefüllte Graben war der Spitalweiher, über den schon frühzeitig eine Brücke auf die Stadtmühle zu führte. Die östliche Hälfte des Weihers wurde vor einem halben Jahrhundert etwa eingefüllt und darauf die Spitalanlage geschaffen; die westliche bildete bis zu ihrer Beseitigung nicht mit Unrecht einen allgemeinen Stein des Anstoßes, weil infolge Mangels an Zu- und Abfluß eine den Gesundheitsverhältnissen abträgliche Versumpfung eintrat.

Zu einem städtischen Gemeinwesen von  $\frac{1}{2}$  km Längen- und  $\frac{1}{3}$  km Breiten- ausdehnung herangewachsen und gegen feindliche Angriffe wohl verwahrt, konnte Weissenburg getrost der Zukunft entgegensehen. Doch sollte es anders kommen. In den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts wurde es von dem Herzog Ludwig dem Strengen von Oberbayern belagert, geplündert und verbrannt. Jahr und Anlaß dazu sind nicht klar ersichtlich. Als Jahr wird 1262, 64 und 69 angegeben, als Grund Strafe für einen Bund mit den Pappenheimer Marschällen oder für Niederbrennung des Klosters Wülzburg. War es 1269, so dünkt mich am wahrscheinlichsten, daß die Stadt in die Streitigkeiten um die Konradinische Erbschaft hereingezogen wurde. Davon aber, daß sie darnach „nach einem neuen Grundplan“ wieder aufgebaut wurde, wie Dr. Meyer (Einl. z. Döb. Chron. I) meint, kann keine Rede sein. So vollständig ist sie keinesfalls in Asche gelegt worden. Der Grundplan blieb nach wie vor der gleiche. Freilich hat sich dieses Ereignis den Bewohnern stark eingeprägt. Die Erinnerung daran verschmolz mit der Sage von der Zerstörung der alten Römerburg und weil wahrscheinlich für den Wiederaufbau die Quadern der noch vorhandenen Mauerreste des Kastells mitverwendet wurden, um der Billigkeit und Bequemlichkeit willen wie um dort neues Ackerland zu gewinnen, erzählte man später, die Stadt sei zuvor an der Steinleinsfurt gestanden und an anderer Stelle wieder aufgebaut worden.

<sup>1)</sup> Die Präposition auf (äff) findet beim Weissenburger bei Ortsangaben sowohl auf die wo? wie auch wohin? allgemeine Anwendung; er ist „äff'm Keller“ und geht „äff'n Keller“ oder „äff Elling“ (nach Ellingen). — Nach der Auffüllung des Grabens wurde „die Wäsche“ wie die Schwemme im Wäschgraben vor dem Ellinger Tor vorgenommen.

Der Wiederaufbau dürfte nicht gar lange Zeit beansprucht haben; denn Handel und Wandel sowie Wachstum zeigen im nächsten Jahrhundert keinen Stillstand, wenn auch die gemeindlichen Finanzverhältnisse nicht gerade glänzend gewesen sein mögen, so daß Kaiser Ludwig der Bayer „in Ansehung des Geseßpreßten“ ihr durch seine große Waldschenkung abzuhelpen suchte.

Unmittelbar außen angelehnt an die Stadtmauer beim Südthor entstand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Spital zur Pflege von Armen und Kranken. Was es damit für eine Bewandnis hatte, erfahren wir leider nicht näher. Die dazu gehörige Kirche war dem Hl. Geist geweiht. Vielleicht ist das Spital selbst darum vom Hl. Geist-Orden gegründet, der in der gleichen Zeit an verschiedenen Orten Süddeutschlands, u. a. auch in Memmingen und zwar da gleichfalls genau so an der Mauer vor dem Thor, Spitäler errichtete. An der Hauptlandstraße, nicht einmal 80 m weiter südlich, ward 1242 vom Kaiser Friedrich II. ein Augustiner-Nonnenkloster gestiftet, dessen Errichtung ins Jahr 1290 gesetzt wird. Diese beiden Klostererschöpfungen in Verbindung mit der alten Verkehrsstraße wiesen den neuzuwachsenden Ansiedlern den Weg. An dieser entlang und in dem Rechteck südlich des Spitals entstand eine Anzahl wohl meist bäuerlicher Niederlassungen — sie haben fast alle Scheunen und Wirtschaftsgebäude hinter den Wohnhäusern und in ihrer Mitte den Schweinemarkt. Gegen Westen zweigte sich nur eine Gasse ab, die die natürliche gerade Fortsetzung der am Kastell vorbeiziehenden Römerstraße darstellt. Ostwärts dagegen waren nur spärlich verstreute kleine und dürftige Häuslein von Kleinbauern mit teilweise umfangreichen Gärten, das Ganze durch zwei Längs- und eine Quergasse in 4 Blöcke zerlegt. Solchen ärmlichen Stadtteilen gab der Volksmund von jeher gerne Spitznamen, die mit Vorliebe weit her genommen waren, von Ländern, die in der allgemeinen Vorstellung etwas Rückständiges besaßen, wie Kalabrien, Krim, Polackei, Rußland, Chinesenviertel u. ä. Und so hieß man die Gegend „die Türkei“<sup>1)</sup>. Boltz meint zwar (S. 132), der Name „dürfte“ daher kommen, weil in dem Haus Nr. 403 am Seeweiler 1690 ein Türke gewohnt habe, doch ist das äußerst unwahrscheinlich und die Benennung weit älter. Die Neuzeit hat die immer noch am wenigsten stadtmäßig aussehende Gegend zu heben versucht durch Umnennung und eine Innere und Äußere Türkengasse daraus geschaffen.

Trotz der Bescheidenheit der neu angewachsenen „Vorstadt“ hielt es der Rat der Reichsstadt schon im 14. Jahrhundert für angezeigt den Mauerring zu erweitern und die Neubürger ganz einzubeziehen. Dr. Meyer a. a. O. gibt an, 1316 habe die Gemeinde die Erlaubnis erhalten die Stadt mit Mauer, Wall und Graben zu umgeben. Selbst wenn das auf Richtigkeit beruhen sollte, — ich vermag die Quelle der Nachricht nicht zu finden — so kann es sich nur auf die Vorstadt beziehen. Zuverlässig ist dagegen Döderleins Angabe (S. 10), wonach „1376 der Stadt von Kaiser Carl IV. ist vergönnt worden zu ihrer Sicherheit und Vortheil die Vorstadt mit einer Mauer einzufassen und mit der Stadt zu

<sup>1)</sup> Eine solche gab es auch in Nürnberg in der Vorstadt um die Jakobskirche.

vereinigen, welches Werk sehr große Mühe, besonders bey und gegen der sog. Bleiche<sup>1)</sup> ob des Morast und sumpfigen Erdbodens causieret haben soll“. Die kaiserliche Genehmigung ist schon 4 Jahre früher gegeben worden samt der Bewilligung eines Bieraufschlags zur Bestreitung der Kosten: „Weil sie die Stadt mit mauren, graben vnd andere sachen vesten vnd bessern wollen, solle ihnen erlaubt seyn, sich selber ein Vngeld vff zu slahen, zu setzen und zu nehmen von yedem Symmer Byeres oder anders Trankes, der in die Stadt verkaufet oder verzehret würde, vier Mazze.“ Die neue Vorstadtmauer war sehr weitschauend auf die Zukunft mit berechnet; denn sie umgriff einen Flächenraum von einer Längenausdehnung der bisherigen Stadt und einer Breite von durchschnittlich 200 m. Die Mauer wurde daher über 1100 m lang. Sie bekam aber auf der ganzen Strecke nur einen Ausgang und zwar im Süden. Hatte die Straße, die an dem Besitztum der Augustiner-Klosterfrauen vorüberführte, schon zuvor Frauengasse geheißen, so nannte man jetzt das Tor, das sie abschloß, Frauentor (und später die Straße wieder davon unnützerweise Frauentorstraße). Die neue Ringmauer hatte zwar keinen Zwinger, dafür war aber der Graben ungewöhnlich tief und in Abständen von 12–60 m im ganzen 30 Türme eingebaut, einschließlic des Frauentors und des jetzt abgebrochenen an der Südwestschanze. Die Turmform ist meist quadratisch mit Pyramidendach. Rund ist nur der Scheibler hinter der Unteren Stadtmühle, der von dem scheibenförmigen Grundriß den Namen trägt, halbrund der östlichste am Schießgraben, dreieckig der an der Kaserne.

Wie lange an der neuen Befestigung gearbeitet wurde, kann ich nicht finden. Doch war sie jedenfalls schon fertig, als 1424 zwischen dem Wülzburgener Klosterkonvent und der Stadt ein Vertrag abgeschlossen wurde, wonach „die Befestigung mit Gräben, Gemäuer usw. an dem Weiher oder See von Abt und Convent unangefochten bleiben solle, selbe auch keine Präension darauf machen oder etwas dagegen in den Weg legen wollen“ (s. Volz S. 40).

Hand in Hand mit dem Neubau der Mauer ging teilweise offenbar wieder eine Verstärkung oder Ausgleichung der alten. So soll an dem Obertor vor dem 30 jährigen Krieg angeschrieben gewesen sein: Ao dom. MCCCCLXXXVIII completa est haec structura. Aus der gleichen Zeit dürfte der fünfeckige Turm samt dem Zwinger westlich des Ellinger Tores stammen. Das um das Jahr 1870 abgebrochene Obertor hatte Renaissanceformen (einen großen und 2 kleine Tortürme mit glockenförmigen Dächern) und war erst an die Stelle des 1647 zerstörten getreten.

Durch die neue Ringmauer war die alte in ihrem Südteile zwecklos geworden und wurde daher mehrfach durchbrochen und aufgelassen, um eine bequeme Verbindung zwischen Altstadt und Vorstadt herzustellen. Das Spitaltor mit seinem von schlanker Laterne gekrönten Pyramidenhelm blieb glücklicherweise

<sup>1)</sup> Gemeint ist die westlich des unteren Spitalweihers, in dem Dreieck des späteren Bauhofs angelegte Bleiche.

stehen, diente aber von nun ab als Kirchturm für die Spitalkirche. Diese kann in ihrer jetzigen gotischen Anlage frühestens Ende des 14. Jahrhunderts erbaut worden sein; denn die Mauerflucht der alten Stadtwehr durchschneidet das Schiff in seiner Längsachse. Die nördliche Türe mit ihrem hübschen Kielbogen stammt wahrscheinlich erst aus dem 15. Jahrhundert. Möglich, daß zuvor eine kleine Kapelle an ihrer Stelle stand. Diese war aber dann sicher vor der Mauer außen und auch das Spital selbst wird noch geringeren Umfang als jetzt gehabt haben. Der Turm wurde 1729 umgebaut; der alte soll 1151 gebaut sein, wenn die Inschrift, von der Boltz S. 141 spricht, MCLI lautet und nicht DCLI, wie er sie wohl fälschlich wiedergibt. Man nahm ihm das wackelig gewordene Dach ab, setzte auf die zwei quadratischen Stockwerke ein drittes mit abgeschrägten Ecken und vier schlanken (spitzbogigen!) Fenstern, schloß den Turmkörper mit einer gefälligen Barockgalerie ab und bekrönte das Ganze mit gestuftem Helmdach und zierlicher Laterne. So zeigt der Turm eine eigentümliche Stilmischung, die aber so harmonisch wirkt, daß sie wie aus einem Guß erscheint.

Natürlich hatte auch Weisenburg eine Zeit durchzumachen, da moderner Ausdehnungsfucht Tore und Mauerstücke zum Opfer fielen. Glücklicherweise hat es noch soviel behalten, daß es sich neben seinesgleichen mit Stolz sehen lassen kann. Vielleicht geben meine Ausführungen Anlaß das Erhaltene recht zu schätzen und zu schützen, zeigten sie doch, wie man auch aus scheinbar unscheinbaren Resten Geschichte herauslesen kann; denn „Steine sprechen“.



## Klänge.

Wandelst du auf Waldesgrund,  
Hörst du Töne klingen;  
Jägerfang, Waldhornklang —  
Weißt du, was sie singen?

Und vom Schlachtgewühl laut  
Hörnerrufe klagen;  
Hörst du, was vom Freunde dir  
Diese Laute sagen?

Von der Straße aus dem Tal  
Pfeifhornklänge dringen;  
Zitterst schon, du banges Herz,  
Ahnst du, was sie bringen?

Dort am Friedhof läutet es,  
Dumpe Töne wallen;  
Glockenklang, Hörnerfang —  
Weißt du, was sie schallen?

(Carl Maria Samberger<sup>1)</sup>).

<sup>1)</sup> Carl Maria Samberger, geboren am 6. Januar 1822 zu Kösching bei Ingolstadt, Vater des berühmten Bildnismalers Leo Samberger, war von 1863 bis 1894 Musiklehrer am (Alten) Gymnasium zu Bamberg; eine ganze Generation fränkischer Studenten verehrt in ihm ihren hochbegabten, lebenswürdigen Lehrer. — Das Gedicht ist der Sammlung „Dichterpenden“, Bamberg 1883, entnommen.